

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 123.

Freitag, 6. Mai

1932.



8. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

11.

Luz Hartner erhob sich nach ausnahmsweise genügen- dem Schlaf und angenehmen Träumen; vergnügt gähnte er sich in den Spiegel hinein zu.

Es klopfte.

Im Glauben, Frau Augustin wolle das Frühstück bringen, rief er sogleich: „Bitte!“

Ein unauffällig elegant gekleideter großer und schlanker Mann mit farblosem Gesicht, dessen Züge man beim Blick in die durchdringend leuchtenden grauen Augen sogleich wieder vergaß, trat ein und verbeugte sich leicht nach gewohnheitsmäßig mechanischem Aufklappen des Rockkragens.

„Kommissar Kronstedt! Doktor Luz Hartner?“

Hartner nickte betroffen.

Der Kommissar ließ den Blick forschend über seine schmale und hohe Gestalt und das einnehmende, von der Arbeit gezeichnete Gesicht gleiten; bedauernd zuckte er die Achseln.

„Ich verhafte Sie hiermit im Namen des Gesetzes, Herr Doktor Luz Hartner, und beschlagnahme gleichzeitig Ihre sämtlichen Papiere!“

Bestürzt ließ Hartner die zum Händedruck ausgestreckte Rechte fallen; sein Gesicht verlor die Farbe und füllte sich dann langsam wieder mit der Röte des Unwillens.

„Weshalb?“ fragte er knapp und scharf.

„Sie stehen unter dem dringenden Verdacht, die Pläne des Flugstiftes „Ikarus XI“ gestohlen zu haben!“

„Torheit! Ich soll die Pläne gestohlen haben, die ich selbst ergänzt und verbessert habe?! Versäumen Sie keine Zeit, Herr Kommissar, mit der Verfolgung dieser falschen Annahme und mit weiteren zwecklosen Bemühungen! Sonst verschwindet der Dieb inzwischen über alle Berge!“

Kommissar Kronstedts Gesichtsausdruck blieb unbewegt.

„Ihre Schärfe halte ich Ihrer begreiflichen Erregung zugut, Herr Doktor! Ich habe Auftrag erhalten, die Angelegenheit aufzuklären und muß demnach alle erforderlichen Maßnahmen ergreifen! Einstweilen ist noch nicht erwiesen, daß Sie die Hand im Spiele haben, aber es sprechen schwerwiegende Momente gegen Sie! Es liegt an Ihnen, sie aufzuklären! Zunächst werde ich Ihr Zimmer durchsuchen! Bitte, machen Sie sich inzwischen fertig, damit wir nachher zur Vernehmung nach dem Werk hinübergehen können!“

Hartner sah finstern vor sich nieder.

„Weshalb können wir das nicht hier erledigen, Herr Kommissar?! Sie werden sich vorstellen können, daß der Gang für mich ein Spiegrutenlaufen werden wird. Außerdem werden wir wohl Dinge besprechen müssen, die meine Privatangelegenheiten sind! Da Sie meinen akademischen Grad bereits kennen, wird das wohl nicht zu vermeiden sein?“

„Ich bedaure, Herr Doktor! Aber ich kann diesen Wunsch leider nicht erfüllen! Man wartet drüben bereits auf uns, und auf Ihre persönlichen Verhältnisse, deren Dunkelhalten übrigens ein Verdachtsmoment gegen Sie ist, kann ich natürlich keine Rücksicht nehmen!“

Der Kommissar wollte die Tür hinter sich abschließen, doch Hartner antwortete in zorniger Erbitterung:

„Tuen Sie also Ihre Pflicht, Herr Kommissar! Aber bitte, schließen Sie nicht ab! Ich werde Ihnen nicht davonlaufen! Wenn mir diese Vorgänge auch keine Annehmlichkeit sein werden, so habe ich zur Flucht doch keinen Grund!“

Wieder ließ der Kommissar prüfend den Blick über ihn gleiten. Nach einer Weile zuckte er nochmals bedauernd die Achseln und machte sich an die Durchsuchung des Zimmers.

Luz Hartner kleidete sich fertig an. Seine Schläfen- nerven zuckten vor Erregung; er kreuzte jedoch die Arme über der Brust und sah zu, wie der Kommissar den Schrank, sämtliche Schubladen und Koffer öffnete, das Bett durchwühlte und unter alle Möbel leuchtete.

Er rührte keine Hand, um ihm zu helfen. Nachsinnend zuckte er noch mehrmals geringschädig und zornig die Achseln, dann kam in seine Augen plötzlich der Ausdruck entschlossener Hartnäckigkeit und trotziger Energie.

Der Kommissar häubte seine Kleidung ab, setzte den Hut wieder auf und sagte gemächlich, fast erseut:

„Nichts! Gehen wir also!“

Luz Hartner steckte sich eine Zigarette an und schritt neben ihm die Treppe hinab.

„Sie wissen, Herr Doktor, daß ich schießen muß, wenn Sie das Bedürfnis zur Flucht bekommen sollten?“ mahnte der Kommissar auf der Straße.

„Ich werde Sie nicht bemühen, Herr Kommissar, wie ich schon sagte!“ antwortete Hartner kalt und abweisend.

Im Privatbureau Wieland Rhomberts verbeugte er sich korrekt und mit gesellschaftlicher Sicherheit stumm und nur mit kurzem Nicken erwiderte man seinen Gruß.

Wieland Rhomberg hatte die Hände auf dem Rücken geballt und sah sorgenvoll und mit düsteren Blicken nach dem aufgebrochenen Schrank hin, der zur Aufbewahrung der Pläne gedient hatte.

Dr. Cleff lehnte sich in den Stuhl zurück. Die Flügel

seiner spitzen Nase vibrierten, und seine etwas absteigenden Ohren hatten sich hellrot gefärbt. Seine Augen waren nach den Fenstern gerichtet. Er schien entschlossen zu sein, Hartner keines Blickes zu würdigen.

Lanna Rhomberg stützte sich mit der Linken auf den großen Tisch; ihre Rechte trampfte sich in den weichen Arbeitsmantel. Ihr schönes Gesicht war von schwerem Ernst überschattet; ihre dunklen Augen waren verschleiert; ratlos und angstvoll sah sie Luz Hartner in die Augen.

Luz suchte ihren Blick für Sekunden festzuhalten. Es gelang ihm auch; mit Bestürzung las er aus ihm heraus, daß in ihre Angst sich banges, hilfloses Fragen und quälender Zweifel mischten.

„Mein Gott! durchfuhr es ihn, sie wird, sie kann mich doch nicht für schuldig halten?! Er kämpfte mit seinem Entsetzen. Aber nein, an ihrer Liebe hatte sich nichts geändert, sie war die alte geblieben, das war deutlich zu erkennen!

Aber dieser Zweifel?! Sollte sie etwa denken, daß sein Vertrauen zu seiner Verbesserung wankend geworden war, daß er die Pläne gestohlen hätte, um Wieland Rhomberg eine Hinausschiebung des Ablieferungstermins zu ermöglichen?!

Er wollte mit betuerndem, eindringlichem Blick antworten, der sein Nichtverstehen und sein Unbeteiligtsein am Geschehenen verraten sollte, doch Lanna hatte schon, um kein Aufsehen zu erregen, den Blick wieder sinken lassen.

12.

„Schön, Papi! Reisen wir also zum Dalai-Lama! Ich denke doch, daß ich die erste weiße Frau sein werde, die ihn zu sehen bekommt?! Aber erst muß mein Film fertig und das schönste Bild aus ihm in den illustrierten Zeitungen erschienen sein!“ sagte Maximiliane von Eib später, als Hermann Fahrensoll wieder erschien.

Fahrensoll antwortete zunächst nicht. Er ließ seine hochgewachsene und breitschultrige Gestalt in einen Sessel gleiten und deutete auf den nächsten.

„Bitte, Maxl, nimm Platz!“

Angelehnt an das Erntes, der sein Gesicht beherrschte, verstummte Maximiliane unwillkürlich. Sie setzte sich, ließ einen prüfenden Blick über seine Mienen gleiten und verzog dann ungeduldig und schmollend den Mund.

„Warum sagst du jetzt Maxl, und nicht mehr Kind, Papi?“

Fahrensoll erwiderte ihren Blick, ohne sich jedoch von ihrem halben Lachen zur Aufgabe seiner Position verleiten zu lassen.

„Ich möchte mir diese herzliche Anrede lieber für geeigneteres Moment reservieren, Maxl!“

„Gott, wie feierlich, Vizepapa! Was ist denn?! Ich begreife deinen Mangel an Verständnis für mein Vorhaben nicht! Man muß doch mit der Zeit gehen und versuchen, ihren Anforderungen und Bedürfnissen gerecht zu werden! Und, vor allen Dingen, Papi, die Frauen meiner Generation sind berufen, sich nicht von der Entwicklung schieben zu lassen, sondern ihr freudig führend voraus zu eilen!“

Ein leiser Seufzer entschlüpfte Fahrensoll.

Maximiliane sah in ihm sofort das Signal, wieder schmollend zu lachen und ihm einen erwartungsvoll munteren Blick zuzuwerfen, um nach seiner eventuellen freundlichen Aufnahme prompt in überflutendes Plappern ausbrechen zu können.

Fahrensolls Mund jedoch blieb streng geschlossen; er schüttelte den Kopf.

„Meine liebe Maxl! Wir wollen jetzt keine modernen Frauenprobleme erörtern, sondern versuchen, daß wir uns über diese Sache vernünftig verständigen!“

„Das heißt, Papa, daß du meinst, ich soll unter „vernünftig verständigen“ die Annahme deines Standpunktes verstehen?! Ich fürchte, daraus wird nichts, Papa!“

Sie reckte ihre ebenmäßige und schlankte Gestalt und warf die Locke zurück, so daß sie den Scheitel bedeckte und ihr hübsches, jetzt aber gar nicht mehr jugenhaft, sondern sehr entschlossen erscheinendes Gesicht freigab.

„Daraus wird nichts, Papa!“ wiederholte sie mit Be-

stimmtheit. „Ich bin ein selbständiger moderner Mensch und lasse mir mein Recht auf freie Meinung und unbehinderte Äußerung nicht nehmen und auch nicht beschneiden!“

In ihrem Blick lag eine distanzierende Kühle und Fremdheit. Fahrensoll drängte sich das Gefühl auf, daß sie in diesen Augenblicken nicht den Vormund und Vizevater, sondern den Mann in ihm sah.

„Ich hatte lange Jahre mit dem, was man zivilisierte Welt nennt, keine enge Berührung gehabt, Maxl!“ erwiderte er ernst wie vorher. „Ich habe in dieser Zeit zweifellos den Kontakt mit den Zeitströmungen verloren, aber ich denke, daß mir etwas geblieben ist, was mir wichtiger erscheint — mein gesunder Menschenverstand!“

„Willst du mir den meinigen etwa abstreiten?!“ fiel Maximiliane fast heftig ein.

„Nein, Maxl!“ antwortete er mit leisem Lächeln, „aber was ich dir abstreite, ist das Gefühl für Mögliches, Erreichbares, das Gefühl für Grenzen, mein Kind! Erschütternd hat auf mich gewirkt, daß du vorhin nur von Rechten sprachst, nicht aber auch von Pflichten! Und eine solche Pflicht, Kind, scheint mir darin zu bestehen, die Würde der Frau zu wahren!“

Maximiliane Gesicht färbte sich vor Verlegenheit feuerrot; ihr Kopf sank tiefer, ihr Blick mied denjenigen Fahrensolls, und ihre Zähne begannen an der Unterlippe zu kauen.

„Mein Gott, Papa, auch exzentrische Menschen haben ein Recht auf ihr Wesen, ihre Art und ihre Persönlichkeit!“ erwiderte sie endlich; ihr Blick jedoch blieb gesenkt. Mehr entschuldigend als herausfordernd zuckte sie die Achseln.

In Fahrensolls Mienen wollte sich ein Lächeln drängen, doch er unterdrückte es, weil er fühlte, daß er Maximiliane damit nur tiefer in ihre Opposition mit eingelernten Schlagworten hineintreiben und sie zum Widerspruch um des Widerspruchs willen reizen würde. Bedächtig öffnete er die gefalteten Hände.

„Maxl, Kind, bitte verrenne dich nicht in Trotz und auch nicht in den Wunsch, um jeden Preis als Siegerin aus diesem Wortgefecht hervorzugehen. Du siehst, ich nehme dich ernst! Und ich gebe dir auch zu, daß der Geschmach eine persönliche Angelegenheit ist; bekanntlich läßt sich ja über nichts so sehr streiten, wie gerade über Geschmach!“

Er erhob sich, lächelte versöhnlich und streckte Maximiliane die Hände entgegen.

Maximiliane laute noch immer an der Unterlippe.

Geschmach, Geschmach hat er gesagt! Sie war mehr auf sich selbst wütend als auf Fahrensoll. Ich weiß schon, was er mir damit und was er mir auch mit dem früher Gesagten hat zu verstehen geben wollen!

(Fortsetzung folgt.)

Der Blumenstrauch.

Den du geschmückt, der Abend, mit den Farben
Von deines Lebens Sinn und bunter Pracht,
Du Blumenstrauch, an dem die Blätter starben,
Als wir um Glanz und Gunst und Liebe warben:
Er ist zum müden Morgen aufgewacht.

Nun stehst du einsam in Erinnerungen,
Bom Hauch noch angeweht der schönen Frauen.
Ist auch der Sang der Saiten schon verklungen,
Die gestern noch durch diesen Raum geschwungen:
Du hültest ihn mit köstlichem Vertrauen.

Inmitten des Vergehens prangst du hold,
Ein Zeuge jener anmutvollen Stunden,
Das weiße Tuch beriefest Sonnengold —
Das flüchtige Glück, das auf der Kugel rollt,
Du hast es eingesaugt und mitempfunden.

Nun tröstet dich das Auge dieser Blüten,
Der Schwermut wundersame Aureole.
Es soll mit dir den feinen Klang behüten
Der Worte, die von schmalen Lippen glühten,
Bom Dämmertritt der Luft auf leiser Sohle.

Alfred Hoi.

Abenteuer in Norrland.

Von Wilm Fehr. von Münchhausen.

Als die Morgendämmerung endlich anbrach, lenkten sie das schmale, scharfschnittige Boot vorsichtig in das dicke Schilf, das den Stor-See ausgiebig einfaßte. Gunnar, einer der beiden Männer, schob das Boot langsam vorwärts, indem er sich gegen den Riemen stemmte, der schon Grund faßte. Daß aber hielt das Gewehr in beiden Händen und lauschte angestrengt. Das Schilf schlug über ihnen zusammen. Irigendwo flog eine Wildente auf, aber das Geräusch verstummte bald wieder. Schweigen lagerte über dem See. Der Wind war gestorben ...

„Sagst du etwas?“ fragte Gunnar leise.

„Nein — um Himmels willen, sprich nicht so laut!“ mahnte Olaf flüsternd. Er war der Jüngere von beiden.

Langsam wichen die Rohrkolben vor dem scharfen Bug des Bootes zurück.

Gunnar zog plötzlich den Riemen ein. Beide Männer lauschten gespannt. Sie konnten fast hören, wie das Herz ihnen schlug. „Es hilft nichts“, sagte Gunnar endlich, „einer muß ans Land. Wir haben nichts mehr zu essen.“ — Olaf sah ihn schweigend an und zog seine Pfeife aus der Tasche.

„Bist du von Stimmen?“ fuhr Gunnar ihn aufgeregt an, „der Rauch kann uns verraten!“

Olaf warf das brennende Streichholz ins Wasser und sagte: „Warum glaubst du eigentlich, daß sie auf unserer Spur sind, he? Seit sechs Tagen sind wir von Ovidjod fort — wer weiß denn, daß wir nach Norrland fliehen? Bei Arjeplog sind wir doch bei Nacht und Nebel vorbeigerudert ...“

Darauf schwieg er. Eine Antwort schien er kaum zu erwarten. Aber Gunnar entgegnete: „Glaubst du, daß man uns nicht in ganz Lappland sucht? Hunderttausend Kronen! Man ist hinter uns her wie hinter robenden Wölfen! Jede Unvorsichtigkeit kann uns die Freiheit kosten. Wir sind jetzt reich, ja, aber geht es wie wilde Tiere.“ Wieder versinken beide in Schweigen. Sie schienen wirklich in der Nähe des Ufers zu sein, aber das Schilf nahm ihnen jede Sicht. Auf einmal hörten sie Stimmen. Sie blickten sich und hielten das Gewehr schußbereit ...

Die Stimmen näherten sich; ein Mann und eine Frau sprachen miteinander. Die Luft trug den beiden im Boot die Worte zu: „... und du wirst bald wiederkommen, Einar?“ fragte die Frau. In ihrer Stimme lagen Angst und Verzweiflung. „Ich tue, was ich kann, um den Doktor zu finden, Liebste. Wir haben kein Geld, aber er ist gut, er wird uns helfen.“ „Was soll ich Juge nur zu essen geben?“ fragte die Frau schmerzbeengt.

„Ich tue, was ich kann“, wiederholte der Mann resigniert, „alles ist in Gottes Hand.“ —

Allmählich war die Sonne über dem Horizont erschienen. Die Vögel waren lebendig geworden, der Nebel hatte sich gehoben, und die Welt stand in den schönsten Farben des Sommers. Enten zogen über dem See durch die klare Luft —

Die Stimmen am Ufer verstummten.

Gunnar kroch zu Olaf hin und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich gehe hier ans Land ...“

Olaf nickte. Behutsam brachten sie das Boot durch Schilf und Wasser, bis der Kiel auf den weichen Boden auftraute. Gunnar ging, vorsichtig um sich spähend, ans Ufer. — Niemand war zu sehen. Der Wald trat dicht an das Schilf heran. In einiger Entfernung stand ein rot angelegtes Hallenhaus, dessen weiße Fensterrahmen in der Sonne leuchteten. Gunnar nahm sein Gewehr über den Arm und näherte sich der Hütte. Er lauschte an der Tür und wartete. Erst nach einiger Zeit trat er ein.

Eine Frau stand am Herd und unterhielt das Feuer. In einer Ecke des einfachen Raums befand sich ein kleines Bett, in dem ein Kind schlief. — Die Frau drehte sich erschrocken um und sah Gunnar fragend an. Er grüßte sie und bat um Wasser. — Sie kamen bald in ein Gespräch und er erfuhr, daß es dieselbe Frau war, die er im Boot hatte sprechen hören. Die Frau eines armen Bauern. Sie wußte nicht, wer Gunnar war, sie hielt ihn wohl für einen Jäger. Nun ja, sie sah sein Gewehr. Von dem Raubüberfall in der Bant in Ovidjod hatte sie sicher nicht gehört. —

„... und du sagst also, daß Armut nicht mit Glückslosigkeit gleichbedeutend ist?“ fragte er nachdenklich.

„Nein“, erwiderte sie, „wir waren so glücklich, obwohl wir eigentlich nie Geld besaßen. Wir hatten gerade genug zu leben. Aber Juge ist krank, und jetzt weiß ich, daß Geld doch etwas zu bedeuten hat; für Menschen in Not jedenfalls ...“

Sie sah ihn traurig an: er strich in Verlegenheit über den Lauf seines Gewehrs und wurde noch nachdenklicher. Er vergaß seinen Hunger und den Zweck seines Kommens.

„Was, meinst du, muß man zum Glück haben?“ fragte er gespannt.

„Liebe und Arbeit, mehr nicht“, sagte sie nach einigem Zögern.

Das brachte ihn auf einen andern Gedanken:

„Glaubst du an Gott?“ fragte er weiter.

„Ja“, gab sie einfach zur Antwort. — Er schloß darauf für einige Augenblicke und hob dann wieder an: „Ich wollte eigentlich etwas zu essen kaufen, aber ich sehe, daß du selber nichts hast.“ Er erhob sich und sahte in seine Brusttasche, aus der er zwei größere Scheine herauszog, die er auf den roten Tisch legte, aber er vernahm, die Frau anzusehen.

„Ich habe sie übrig“, sagte er im Fortgehen.

Die Frau starrte ihn an, ohne fassen zu können, daß der Fremde ihr soviel Geld ließ.

„Es ist deins“, sagte Gunnar ermunternd, „du brauchst mir nicht zu danken.“

Die Frau ging auf eine Truhe zu.

„Nimm dies“, erwiderte sie und reichte ihm einen schönen sinnigen Dolch, „es ist ein Amulett aus Lappland.“

Er nahm die Waffe dankend an und ging, während die Frau die Scheine verwundert ansah. Ein Lächeln lag in ihren Augen. „Mein Gott!“ sagte sie nur. —

Kaum war Gunnar im Boot zurück, als Olaf es rasch vom Ufer abtrieb und nach See zu schob. Er war in heller Aufregung. „Was gibt's denn?“ fragte Gunnar kurz. Ehe er jedoch eine Antwort erhielt, hallte ein Schuß über den See. Im Ru waren Gunnars Sinne ganz wach. „Der Schuß kam vom Westen: laß uns außerhalb des Schilfs nach Osten rudern ...“

Gunnar hatte jegliche Nachdenklichkeit und alles Träumerische von sich abgeschüttelt: die Gefahr hatte ihn ja aufgeweckt! Als sie außerhalb des Schilfs waren, ruderten sie mit vollen Kräften .. an Hunger dachte keiner mehr!

Sie erreichten endlich ein langgestrecktes Halbinsel, die ihnen als Versteck günstig erschien. Sie hielten auf der Insel Umschau und berieten, was zu tun.

„Nichts — abwarten“, sagte Gunnar schließlich entschieden. „Vielleicht galt der Schuß gar nicht uns.“

Das Land lag einsam und verlassen da. Allmählich fiel Gunnar ins Grübeln zurück.

„Glaubst du an Gott?“ fragte er plötzlich.

Olaf sah ihn über alle Maßen verwundert an.

„Wenn ich an Gott glaubte, dann wäre ich wohl nicht in dieser Lage“, sagte er schließlich.

„Deine fünfzigtausend Kronen machen dich doch glücklich?“ drang Gunnar weiter in ihn. — „Geld ist alles!“ entgegnete Olaf. „Jedenfalls hat das Leben mir gezeigt, daß es so ist.“

Aber Gunnar war noch nicht zufrieden.

„Und Liebe?“ fragte er weiter.

„Nicht hat noch jede Frau verraten — ich habe den Glauben verloren“, fügte er hinzu.

Ja, da wußte Gunnar nicht, was er sagen sollte. Aber er sann lange nach und meinte schließlich: „Ich glaube, daß du unrecht hast, Olaf. Liebe ist mehr als Geld.“

„Warum bist du denn nicht bei Jenny geblieben?“ fragte Olaf gespannt.

„Ich werde wohl wieder zu ihr gehen“, erwiderte Olaf bedächtig.

„Jetzt ist es doch zu spät!“ meinte Olaf achselzuckend.

„Vielleicht doch nicht“, sagte Gunnar ausweichend.

Er verfiel wieder in Gedanken und stand plötzlich auf:

„Ich komme bald wieder, halte schärfst Ausguck ...“

Als Gunnar sich bis zur roten Hütte zurückgeschlichen hatte, war es bereits nachmittags. Die Luft war warm, und die Räden spielten im Sonnenschein.

Er traf den Bauern und die Frau zuhause — sie waren allein mit dem Kind.

Der Bauer wollte ihm danken, aber Gunnar wehrte hastig ab. „Nein“, sagte er, „wenn ihr mir aber einen Gefallen tun wollt, so tragt dieses kleine Palet mit einem Brief nach der Bant in Arjeplog — wartet dort auf Antwort“, fügte er hinzu. —

Der Bauer wird fünftausend Kronen Belohnung erhalten, sagte Gunnar sich zufrieden ... es lohnt sich nicht, hinter dem Gelde herzugehen!

Auf dem Rückweg sah er, daß zwei Landjäger Olaf in der Mitte führten. Gunnar blieb in Dedung und ließ sie an sich vorbeiziehen.

Liebe und Arbeit! hat mir die Frau gesagt, ja, das ist es — und Freiheit, fügte er hinzu, Freiheit!

Dann machte er sich auf, um zu Jenny zurückzukehren.

Scherz und Spott

In der Sprechstunde.

„Herr Doktor, erinnern Sie sich, daß Sie mir vor ein paar Jahren als Mittel gegen meinen Rheumatismus den Rat gaben, mich vor Feuchtigkeit in Acht zu nehmen?“

„Sehr richtig, hat sich denn Ihr Leiden gebessert?“

„Ja, und nun wollte ich Sie fragen, ob ich jetzt mal wieder ein Bad nehmen könnte!“ (Tit-Bits)

Neue Bücher

* „Große Deutsche.“ Bildnisse aus alter und neuer Zeit. Ein Volksbuch von Karl Stabenow. Mit Geleitwort von Reichskunstwart Dr. Edwin Redslob. (Avalun-Berlag, Hellerau bei Dresden.) Nach bestimmten Grundtypen, in denen sich die charakteristischen Merkmale des Deutschen widerspiegeln, ist von Karl dem Großen bis Hindenburg eine Reihe der besten Köpfe, nach bekannten Kunstwerken reproduziert, zusammengestellt worden. Staatsmänner, Humanisten, Dichter, Musiker, Maler und Gelehrte zeigen in über 100 Bildnissen das ewige Antlitz des deutschen Volkes und lassen uns im Gesicht der Menschen den Wellenschlag spüren, der von Generation zu Generation das Schicksal unseres Volkes, das Wesen unseres Volkstums bewegt. Die Auswahl wurde einzig nach der Bedeutung für die deutsche Geschichte und Kultur getroffen; Leben und Wert ist mit knappem Text umrissen.

* H. Steguweit: „Der Jüngling im Feuerofen“, Roman. (Albert Langen, München.) H. Steguweit hat es in seinem Leben bewiesen und zeigt es uns in diesem Roman, daß der Weg zurück aus dem Frontkampf für den tüchtigen jungen Deutschen ein Weg vorwärts und aufwärts werden konnte, und daß der in sich gefestigte, heimattreue Mensch im Feuerofen deutscher Not zum Manne gehärtet wird, an dem man seine Freude haben kann. Ein ganzer Kerl ist dieser Mustertier Manes Himmerod, der aus dem Weltkrieg in sein geliebtes Rheinland heimkehrt und vom Leben gleich in eine Flut von Abenteuern geworfen wird. Entschlossene Tat knüpft für ihn Fäden zu der Frau, welche ihm innerlich, und zu dem Manne, der ihm in treuer Zusammenarbeit am deutschen Aufbau äußerlich zum Schicksal werden soll. Aber so manchen Umweg läßt die Not der Zeit ihn erst noch gehen, bis er gereift am Ziele steht. Wir sehen ihn die harte Drangsal der französischen Rheinlandsbesetzung miterleben, sehen ihn an der Niederschlagung des Separatistenunfugs tätig Anteil nehmen, sehen ihn sich allen feindlichen Gewalten zum Trotz als ungebeugten deutschen Mann bewähren und als richtigen Rheinländer, der sich noch im tiefsten Elend den Humor bewahrt.

* Margot Starke: „Junge Menschen heute“ Roman. (E. P. Tal u. Co., Verlag, Wien.) Der Held dieses Buches ist die in feindliche Lager und Sturmtruppen zerfallene Jugend unserer politischen Gegenwart. Keine Kampfschrift. Ein getreues Bild der jungen Menschen von heute, die von dem Widerstreit der Theorien und Maximen zerrissen werden und miteinander doch so eng verbunden sind in dem unzerstörbaren Wesen ihrer Jugend.

* Josef Maria Frank: „Volk im Fieber“, Roman. (Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin.) Ein von maßloser Liebe zu Deutschland beseelter Bürgeridealist kämpft in einer Stadt nahe dem polnischen Korridor gegen die politische Verwirrung und Verwilderung der Gehirne und Gefühle und versucht, im Dienste seines moralischen Gesetzes politisch einzugreifen. Das ganze Karussell der brennenden Gegenwartsnöte kreist vor dem Hintergrund der großen Politik. Ein Aufruf zum Sichbefinnen und eine Anklage gegen den Ungeist von Versailles. Ein Buch, das überzeugen, nicht verzerren, nicht abstoßen, sondern zueinanderführen will.

* Werner Scheff: „Lore's Verwandlung“, Roman. (Verlag Scherl, Berlin.) Die Geschichte des bescheidenen Fräulein Hilgenfeld, die in einer verträumten Kleinstadt als billige Schneiderin mit einer alten Tante zurückgezogen lebt und die von dem geliebten Mann aus der vertrauten Umgebung herausgerissen und mitgenommen wird in das tosende Leben Berlins. Er heiratet sie, wie sie glaubt, aus reiner Liebe; doch als sie erfährt, daß sie gar nicht so arm ist, daß sie Erbin eines Tonfilm-Patentes und deshalb geheiratet wurde, da gibt ihr die bitterste Enttäuschung ihres Lebens die Kraft, sich loszulösen. Ihr weiteres Schicksal nimmt sie selbst in die Hand und entwickelt sich zu einer selbststärkeren und zielbewußten Dame der großen Welt, die auch noch ihr Lebensglück findet.

* Eva Leidmann: „Auch meine Mutter freute sich nicht“. Die Fehltritte eines bayerischen Mädchens. (Zinnen-Verlag, Basel.) Eva Leidmann, die, wie Marie Luise Fleißer und Oskar Maria Graf aus Bayern stammt, schildert in diesem biographischen, vielleicht sogar selbstbiographischen Roman ebenso aufrichtig, wie humorvoll den Lebenslauf eines bayerischen Mädchens, das mit der naiven Weltanschauung der Unschuld vom Lande den Lebens-

wissen und die Intelligenz eines starken Naturkinds verbindet. Diese Fähigkeiten sowie ein bißchen Glück machen die Karriere. Man denkt zunächst an Annita Loos' „Blondinen bevorzugt“, besonders wenn man die zahlreichen galanten Abenteuer ihrer Laufbahn, vom Dienstmädchen über das Malermodell zur Kellnerin, Gesellschafterin, Schauspielerin und Dichterin liest. Aber die Leidmann, die übrigens mit erschütternder Komik zu schildern weiß, ist sympathischer, weil sie natürlicher ist; ihre Komik bildet oft nur das Mittel, die Tragik des Geschehens in das richtige Licht zu stellen. Ein Buch, das man mit Schmunzeln liest und nachdenklich aus der Hand legt.

* Neue Bücher aus dem Verlag „Ars Sacra“ (Josef Müller, München). Wieder veröffentlicht der bekannte Verlag eine Reihe wertvoller Lehr- und Erbauungsschriften für den katholischen Christen. Die „Frohbotschaft Jesu Christi“ ist eine von P. Dr. Andreas Edardt feinsinnig zusammengestellte Evangelienharmonie. Mit ihrem „Reichbuch des neuen Menschen“ gibt Elisabeth v. Schmidt-Pauli eine gedantentiefe und poetisch schöne Umschreibung des Messformulars. Dr. Franziska Boesmler bringt eindringliche Betrachtungen zur Sendung der „Priesterlichen Frau“. Helene Moser schildert in „Pier Giorgio Frassati“ das Wesen eines modernen Christusträgers. Die gehaltvollen Bücher sind auch drucktechnisch ausgezeichnet und mit feinen Bildreproduktionen geschmückt.

* „Fünf Jahre, die die Welt verändern.“ Erzählung vom großen Plan, von N. Iljin. (Mafik-Verlag, Berlin W. 50.) N. Iljin, sowjetrussischer Ingenieur, Augenzeugen und Mitarbeiter des Fünfjahresplanes, unternahm es, ohne alle ökonomische Gelehrsamkeit, das Wesen und die Grundzüge des Plans in eindringlicher, leichtfaßlicher und dabei plastischer Form zu erzählen. Für den Ausländer, bei dem das sowjetrussische Projekt nur summarische Vorstellungen auslöst, wurde so ein klares und fesselndes Bild geschaffen. Iljins Buch gilt in der Sowjetunion als eins der besten populären Bücher über den Fünfjahresplan; es ist bereits in England und Amerika erschienen, wo es zum größten Bucherfolg des Jahres 1931 wurde.

* Theodore Dreiser: „Das Buch über mich selbst“ (Jugend). (Verlag Paul Zsolnay, Wien IV.) Der berühmte amerikanische Autor, der Dichter der „Amerikanischen Tragödie“ und anderer bedeutender Romane, legt hier seine Autobiographie vor, ein Werk von rousseauischem Bekennerdrang, das ohne Beschönigung den Werdegang eines Menschen erzählt, der aus unscheinbaren Anfängen zu Weltruhm aufsteigen sollte. Indem Dreiser von seinem Leben Kunde gibt, erstet vor uns in vielen Lebensläufen ein großes Zeitgemälde des amerikanischen Mittelwestens und seiner zur Weltstadt sich entwickelnden Hauptstadt Chicago, die dem jungen Dreiser wie eine berauschende Sinfonie in die Ohren tönt. Wir lernen die arme, kinderreiche Familie Dreisers kennen, seinen hochachtbaren, aber bigotten Vater und seine arbeitsame Mutter, der der Sohn ein ergreifendes Denkmal setzt; ferner seine vielen Geschwister. Man übersiedelt oft, zieht von einer Stadt in die andere, und so lernt Dreiser früh ein „Stück Welt“ kennen. Er kommt nach Chicago und versucht sich in verschiedenen Berufen; ist naheinander Tellerwäscher, Ofenputzer, Gehilfe eines Dekorationsmalers, Hilfsarbeiter bei der Bahn, Angestellter in einer Eisenhandlung. Er wird in allerlei Liebesaffären verwickelt, die er mit unbeschränktem Wahrheitsmut erzählt. Ein ungeklärter Bildungsdrang lebt von den Knabenjahren in ihm, es drängt ihn zur Universität, die er ein Jahr lang als außerordentlicher Hörer besucht. Hier bricht die Erzählung vorläufig ab. In dem überaus spannenden Werk leben sehr viele Menschen, fast mehr noch als in Dreisers großen Romanen, und alle zusammen ergeben ein umfassendes Bild des werdenden Amerikas.

* „Die wachsende Siedlung nach biologischen Gesetzen.“ Von Leberecht Miggé. (Franzische Verlagshandlung, Stuttgart.) Nach den Erfahrungen seiner mehr als zehnjährigen erfolgreichen Siedlungsarbeit, die er als Organisator und Führer der bekannten Siedlung Wörpsweide in den Bierlanden machte, wendet sich Miggé gegen die nutzlose Verzettlung der Mittel, er weiß, daß die Siedlungsarbeit nur dann wirklich produktiv und wirtschaftlich sein kann, wenn sie sich auf intensive Ausnutzung des Bodens gründet. Er geht im einzelnen auf alle die Siedlung betreffenden Fragen volkswirtschaftlicher, finanzieller, garten-, bau- und betriebstechnischer Art genau ein. Das knapp und frisch geschriebene Büchlein wird durch viele sehr instruktive Abbildungen drastisch erläutert.